

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

14 (17.1.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 3

Zeitgenosse Franz Blei

Von Will Scheller

Das Verständnis für eine Kunstform, wie es der Essay ist, konnte ein Autor, der ihrer wie wenige in deutscher Sprache Schreibende mächtig ist, nicht erwarten in einer Zeit, die gedanklichen Kristallisationen so abhold ist wie die gegenwärtige, und von einem Lande, in dem, wie in Deutschland, die Schönheit des Abstrakten nie besonders hoch im Kurs gestanden hat. Im Lande der Mystik, der Mystiker und der Mythagogen wird einer, der nicht zuletzt von den internationalen Denkern des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich zumindest handwerkliche Anleitungen zu einem mehr betrachtenden als gestaltenden Schreibeweisen empfangen hat, nicht viel zu erwarten haben für eine Tätigkeit, die aus genauem und sachlichen Arbeiten, aus einem Misstrauen allem Gemüthhaften und Stimmungsmäßigen gegenüber, aus zuschauendem mehr als teilnehmendem Gebaren zu den angestrebten Ergebnissen ihrer Mithewaltung gelangt. Daß die Ergebnisse, daß die Essays, die Franz Blei über Gegenstände neuerer und älterer Dichtung, über Kulturprobleme historischen und aktuellen Charakters geschrieben hat, oft zu den glänzendsten Formungen eines geistigen Ausdrucks in deutscher Sprache gehören, änderte nichts an diesem Mißverhältnis zwischen Wille und Wirkung, das er mit mehreren Schriftstellern von Rang zu teilen den zweifellos aristokratischen Vorzug hat.

Als ein Sechzigjähriger hat es dieser objektiv, dieser skeptisch gefonnene Autor über sich gebracht, ein subjektives Buch zu schreiben. „Die Erzählung eines Lebens“ (Paul List, Verlag, Leipzig) ist eine Autobiographie. Dennoch wäre es verfehlt, von diesem übrigens umfangreichen Werk, von dem hier abgelegten Bekenntnis Charakteristika jener Art zu erwarten, wie sie nach dem Vorbild Rousseaus die Rosinen in dem Backwerk zeitgenössischer Memoiren zu bilden pflegen. Die Intellektualität, die dem Wirken Franz Bleis von Anfang an das Format gegeben hat, arbeitet nicht mit den Mitteln der Indiskretion, und ob sie auch nichts, auch in diesem Falle nichts von dem verschweig, was zu sagen ist, so eignet den Konfessionen des erwähnten Buches doch niemals der heimliche Beigeschmack unerlaubter Aufrichtigkeit. Die „Erzählung eines Lebens“ nimmt ihren Helden, der mit dem Erzähler identisch ist, als einen Gegenstand wie alle Gegenstände des bisher von Franz Blei Geschriebenen und Beschriebenen, als ein Objekt mithin, so sehr, daß er mitunter auch in der dritten Person vorgestellt wird. Der Abstand ist also groß genug, um den Einfluß schwankender Gemüthsstimmungen durchweg ausschließen zu können. Im übrigen dient die Lebensgeschichte nur dazu, die Geschichte des in diesem Leben verflochtenen Geistes zu schreiben, und tritt um so mehr zurück, je weiter die Entfaltung des letzteren vorschreitet. Diese Entfaltung erscheint als eine Souveränität des Intellekts gegenüber allen Elementen des Daseins, die verneint werden, sofern sie sich nicht gedanklich formen lassen. Wahrheit ist diesem Intellekt nichts weiter als „ein Symbol des Denkens, ein konstruktives Hilfsmittel für die wechselnd wie die

Wellen des Ozeans auf und nieder tauchenden Wirklichkeiten“, denen er „ein bißchen josphitisch, ein bißchen degoutiert“ zuzuschauen sich gewöhnt hat. So entsteht eine Welt, die allerdings die Welt eines durch und durch Respektlosen ist, denn die aus der Skepsis geborene Beobachtung mündet in der Respektlosigkeit, aber sie wird hier nicht oder selten zum Zummelpfad aggressiver Tendenzen, sondern wirkt häufig als der schier paradiesische heitere Garten eines Menschen, dem der Verlust eines seelischen Schwergewichts, wie der Affekt hemmungsloser Teilnahme genannt werden mag, zum Gewinn einer wunderbaren geistigen Leichtigkeit geworden ist.

Die Kunst des Lebens, die Franz Blei in zahlreichen Büchern an zahlreichen Gegenständen exerziert, besteht, summarisch gesprochen, in der bereits erwarteten Autonomie des Geistes gegenüber den Affekten. Da das Material des schöpferischen Geistes der affektiven Einmischungen nicht entbehren kann, erhellt, daß Franz Blei nicht zu den schöpferischen, sondern zu den kritischen Schriftstellern auserwählter Art gehört. Seine eingeborene Form ist der Essay. Tatsächlich kann, wer etwa sagt: Dichter sein heiße doch, erst über das Leben nachdenken und dann, es darstellen, selbst kein Dichter sein und muß für die Dichtung, stupender Sachkenntnis im Geschichtlichen und Handwerklichen unerachtet, ein zuweilen problematisch anmutendes Verständnis betätigen. Daraus ergibt sich dann die eigentümliche Hierarchie von Werturteilen über dichtende Zeitgenossen, wie sie im Lauf der „Erzählung eines Lebens“ aufgerichtet zu werden scheint und, neben schillernden und schimmernden Paradoxien — etwa: „Ideale sind Verweidungsprodukte des Idealismus“ oder: „Im Dunkeln ist gut dichten“ — freilich immer wieder zu Deutungen und Kennzeichnungen von überweltigender Klarheit und Überzeugungskraft gelangt, dergestalt, daß, wer in Bleis Büchern zurückblättert, in der Splendid isolation ihrer beherrschten Haltung wahre Feste geistigen Genießens feiern kann.

Im letzten Grunde bleibt sich gleich, an welchem Gegenstände dieser geistige Wille seine virtuose Beweglichkeit erprobt, ob er über literarische oder politische Dinge seine Erörterungen anstellt, über Frauen, über die Liebe, das Kofoko, die Renaissance oder über Fragen der unmittelbaren Gegenwart: die Ruhe der Sachkenntnis und die Kühle des Abstandes, die er kultiviert, gestatten ihm jene Überlegenheit der Aussage, die „nichts Zufälliges, nur Fälliges“ vorzunehmen scheint und selbst dort, wo der Dissident über kirchliche, ja religiöse Probleme sich äußert, eine gewisse Sehnacht, ein Heimweh fast nach dem wittern läßt, was er durch seine Kultur der Distanz verloren zu haben, doch schwerlich glauben kann. Schließlich schlägt immer dort, wo er, wie im Hinblick zumal auf seinen Vater, auf seine Kinder und auf etliche Freunde, von menschlichen Bindungen spricht, ein elementares Gefühl der Liebe durch das kunstvoll engmaschige Gitterwerk der Diktion, und es zeigt sich, daß auch dieser skeptische, dem Jdol der Objektivität huldigende Denker und Schriftsteller von subjektiven Anwendungen durchaus nicht frei ist und dem Affekt gibt, was des Affektes auch dann noch ist und bleibt, wenn ein ganzes Leben, wie das von

Franz Blei erzählte, die Freiheit vom Affekt als höchstes Ziel angestrebt hat.

So hat er am Ende recht, sich „eine konziliante Natur“ zu heißen. Die Strenge seiner geistigen Physiognomie wird in der Tat durch mehr als einen Zug der Nachgiebigkeit und der Wandlungsfähigkeit, nicht zuletzt auch der Ironie und anderer Humore ins Humanitäre gemildert: Franz Blei ist der Typus des Humanisten, und das besagt, des Menschen, der die wissenschaftliche Struktur seiner geistigen Lebenshaltung in den Dienst am Menschen, in die Förderung der Menschlichkeit eingestellt hat und diese hinter der Kühle seiner Intellektualität nur unvollkommen verbirgt. Die Tätigkeit des Beobachters schließt, in diesem Falle wenigstens, Modifikationen der Tätigkeit des Herzens durch das Beobachtete mitnichten aus.

Delgöhe, Tolpatsch und Genossen

Worträtsel unserer Sprache.

Von Dr. R. Weigel.

Wenn jemand „wie ein Delgöhe“ dasteht, so weiß jeder, was gemeint ist. Was aber eigentlich ein Delgöhe ist, darauf wird mancher die Antwort schuldig bleiben. In früheren Jahrhunderten war es in vornehmen Häusern vielfach Sitte, am Eingang aus Holz geschnitzte Götzenbilder aufzustellen, die in der Hand ein Öllämpchen trugen und somit als Leuchter dienten. Den Anlaß zu der vergleichenden Redensart hat aber nur die steife, stumme Haltung des Götzenbildes gegeben, das Öl ist dabei ganz Nebenache. Rätselhafter sind schon „Tolpatsch“ und „Tölpel“, die sich recht ähnlich sehen, aber gar nichts miteinander zu tun haben. Der Tolpatsch taucht in unserer Sprache im 17. Jahrhundert auf, war in Süddeutschland eine volkstümliche Bezeichnung für ungarische Soldaten, und ist sprachlich von ungar. talpas = breitfüßig, abzuleiten. Der Tölpel dagegen, ursprünglich Törpel, kommt von unserem „Dorf“ und bezeichnet den plumpen Landmann im Gegensatz zum Edelmann und Städter; genau so ist es mit der lebenswürdigen Bezeichnung „Kaffer“, mit der wir gelegentlich unseren Nächsten belegen: sie hat nichts mit dem afrikanischen Volksstamm der Kaffern zu tun, sondern geht auf das hebräische Kassar = Dorf zurück mit ähnlichem Sinne wie Tölpel. Ganz anderen Ursprungs wieder ist der Genosse des Tolpatschs, der „Töf-fel“. Er ist nur eine verkümmerte Verkürzung des Namens Christoph, ähnlich wie „Küpel“ aus Ruprecht und „Dummerian“ aus dummer Johann.

Den Mangel an geistigen Horizont teilt der Toffel mit dem „Spießer“, auf politischem Gebiete mit dem „Kannegießer“. Ersterer ist verkürzt aus „Spießerbürger“, Spießerbürger und ebenso Spießergefelle, ehemals eine Ehrenbezeichnung, waren die zum Tragen des Spießes berechtigten Bollbürger einer Stadt; erst im 17. und 18. Jahrhundert, in den Zeiten des absoluten Fürtentums, als

Revolution in der Herrenmode

Von Curt Hagen

Großartige Entwicklungen haben wir staunenden Auges im letzten Jahrzehnt sich abrollen sehen, nie war die alte Welt solchen Wandlungen unterworfen, Revolutionen tobten, Throne stürzten, Konferenzen tagen und entschieden über das Wohl und Wehe ganzer Völker, Ozeane werden überflogen, die Musik wird aus dem Ather geholt, eine neue umwälzende Erfindung jagt die andere. Nur sehr wenig ist auf dem alten Platz geblieben.

Eines aber hat bisher allen Reformbestrebungen getrotzt: Die internationale europäische Herrenmode. Bei der heute noch „üblichen“ Herrenmode sind Umverstand und Höflichkeit ohne Zweifel eine Kameradschaftsbeziehung eingegangen. Aus diesem etwas zweifelhaften Verhältnis ging der „korrekte Herr“ hervor — und er ist es auch danach!

Im Sommer schleppt dieser korrekte Herr wenigstens 7 Pfund und im Winter wenigstens 14 Pfund Kleidung mit sich herum, und dieser Kleiderhaufen besteht zumeist aus festen, gefütterten und gebleichten Geweben, ist also leicht und luftdurchlässig und hat außerdem noch den „Vorteil“, daß er mit Trägern, Haltern und mindestens dreißig Knöpfen am Körper befestigt wird und diesen wie eine Ritterrüstung einzwängt. Die heutige Herrenmode ist auf dem in hygienischer und ästhetischer Beziehung denkbar niedrigsten Niveau von 1830 stehen geblieben (von einigen unwesentlichen Änderungen abgesehen).

Die große Frage, die wir stellen müssen, wenn wir die „Sinnlosigkeit“ der jetzt vorherrschenden Herrenmode jedem begrifflich machen wollen, heißt: Was ist der Sinn unseres Anzuges? Sinnwidriges, Sinnloses geschieht immer dann, wenn man „den eigentlichen Sinn verloren hat“.

Sehen Sie z. B.: der Reifrock wurde von einer vergnügungstüchtigen Frau erfunden, die trotz ihrer vorgeschrittenen Schwan-

gerchaft nicht auf ihre Ballbergnügungen verzichten wollte; und der „Reifrock“ begann: der Reifrock wurde Mode, der eigentliche Sinn wurde vergessen. Oder: die unvermeidliche, die unerlässliche, die unbedingt notwendige Bügelfalte in dem Weinkleid des korrekten Herrn! Weil ein englischer König den wehmütigen Zug seiner O-Beine verbergen wollte, freierte er die Bügelfalte, und Generationen offen das nach, ohne den Sinn, oder besser gesagt, den Unsinn ihres Tuns zu erfassen. Oder: die wunderhübsche, die praktische, die ganz zweckmäßige Krawatte! (Nennen Sie mir die Daseinsbegründung dieses Käberstricks geben?) Also: Zur Zeit Ludwigs XIV. rückte ein Regiment Kroaten in Paris ein; es fiel auf, daß diese Soldaten Schärpen aus weißem Musselin oder schwarzer Seide als Halsstücker verwendeten, und diese Halsstücker wurden „croates“ genannt, woraus „cravates“ wurde, und diese bunten Stoffstreifen gehören seither zu der Kleidung des Modegeden, wie das Nebengeräusch zum Stammpophon oder wie der Nasentring zu gewissen Kegerstämmen.

Diese Beispiele sollten als Anregung dienen, daß jeder einmal selbst über den in geheimnisvollen unendlichen Tiefen verborgenen Sinn der modernen Herrenmode nachdenkt. Besonders empfehlenswert ist es, über die Notwendigkeit folgender Kleidungsstücke zu meditieren: Weste, fleise Hemdbrust, steifer „Stiefanlege-tragen“, Manschetten, Hosenträger, Frack, Zylinder, Kragenknöpfe usw. —

Wir lachen über Betüden und die starren Reifen, die Hals und Handgelenke unserer Ahnen abschnürten. Unsere Entel werden lachen über den Unsinn unserer Kleidung!

Wir müssen von der Sinnlosigkeit hin zum Sinn. Wir müssen uns hingemäß, d. h. zweckentsprechend und naturgemäß kleiden. Wir wollen uns durch unsere Kleidung vor den Einflüssen der Witterung und anderen Einflüssen schützen, wollen aber zugleich auch der Haut nicht die Möglichkeit rauben, ihre Funktionen ungehindert auszuüben. Gleichzeitig soll aber auch die Kleidung unserem künstlerischen Empfinden, d. h. unserem angeborenen Farben- und Schönheitsinn, unserem ästhetischen Empfinden entsprechen.

Es gab Zeiten, da bekleidete sich der Mensch nur deshalb, weil er sich gegen die Witterung schützen wollte. Feigenblatt und das Fell der Beuteltiere waren die erste Möglichkeit, die Blöße zu bedecken. Unendlich viele Wandlungen hat die Kleidung von dortmals bis heute durchgemacht, und immer trug sie den Stempel des Zeitgeistes, immer war sie auch der Ausdruck der wirtschaftlichen Verhältnisse. Im nördlichen Klima ist eine wärmere Kleidung als in südlicheren Regionen ohne Zweifel nötig, in den kälteren Perioden sind also auch feilere Stoffe unerlässlich, doch müssen auch diese Stoffe porös, also leicht- und luftdurchlässig sein.

Jetzt hütet der Mann selbst während des größten Teils des Sommers seine Haut geradezu ängstlich vor den Lichtstrahlen der Sonne, das beweisen Versuche, die Professor Dr. Friedberger an sich und anderen Personen gemacht hat. Professor Friedberger hat den Beweis erbracht, daß die so lebensnotwendigen Strahlen der Sonne, des Lichts und der Farben (!) ganz von der Männerkleidung absorbiert werden, und daß die heutige leichte, leicht- und luftdurchlässige Kleidung der Frauen in hygienischer Hinsicht auf der Höhe steht, für die den meisten Männern noch das Verständnis fehlt.

Millionen und aber Millionen Menschen können sich von der „Kleidung von heute“ nicht trennen, weil sie noch nicht klar erkannt haben, wie schädlich sie ist! Die Frauen sind den Männern weit voraus!! Ist doch allein die Kleidung des Mannes wenigstens 6 Pfund schwerer als die der Frau!

Licht, Luft, Sonne — ein uraltes Schenken der Menschheit. Wie soll der Körper des Mannes dazu kommen, wenn er von einem Panzer dichtgewobener, gefütterter und gefärbter Kleidung umgeben ist? Wir müssen neue Wege gehen!

Der praktische, farbenfreundliche, waschbare, knopf-, tragen-, hosen-träger-, strumpfhalter-, westenlose „Schlupfzug“, eine neue Sachlichkeit in der Männerkleidung ist ein durchaus gangbarer Weg zur Neugestaltung unserer ungefunten, unschönen Kleidung!

Die Bedeutung der Städte und damit die Selbstachtung und das Selbstgefühl ihrer Bürger immer mehr sanken, verbänd man mit diesem Begriff das Engherzige, Kleinliche, Altmodische; dazu kam, daß die Bürger noch lange nach dem Aufkommen der Feuerwaffen vielfach an Spieß und Schild festhielten und damit der Lächerlichkeit verfielen. Der „Kannegcher“ dagegen stammt aus einem berühmten Lustspiel des dänischen Dichters Holberg; der politisierende Held des Stückes ist von Beruf Kannegießer.

Ein richtiges Porträt ist der „Angstmeier!“ Wie kommt Meyer gerade zu der Ehre?

Die Erklärung gibt die deutsche Kulturgeschichte des Mittelalters. „Meier“ stammt letzten Endes von dem lateinischen maior — der Größere, Vornehmere und ist in dieser Form noch in unserem militärischen Range „Major“ erhalten. In der verdeutschten Form „Meier“ bezeichnete das Wort seit dem frühen Mittelalter den Besitzer eines größeren Landgutes, woran unsere Wörter „Meierei“ und „Meierhof“ erinnern. Die Zahl der Meier war, da Deutschland ja bis tief in die Neuzeit hinein einen Agrarstaat bildete, überaus groß, woraus sich die weite Verbreitung des heutigen Familienamens erklärt. Daher stellte sich aber auch das Bedürfnis ein, durch Vorsilben, wie sie sich aus Körpereigenheiten oder sonstigen Eigenschaften des Betreffenden, aus der Lage seines Gutes und vielen anderen ergaben, Unterschiede zu machen; so entstanden Namen wie Niedermayer, Obermayer, Langmeyer, Rummeyer und ähnl., und schließlich wurde der Name in unserer Umgangssprache wegen seiner Häufigkeit geradezu zu einer Art Gattungsbegriff: man denke nur an Niedermeier, Vereinsmeier, Schläumeier! Daß dieses Schicksal gerade Meyer und nicht Müller oder Schulze getroffen hat, ist eine der vielen Launen unserer Sprache.

Ein beliebter „Sport“ früherer Jahrhunderte war das Vogelstellen: daran erinnert der „Rechvogel“; denn die Vogelfänger gingen ihren Opfern mit Anten zu Leibe, die mit Rech bestrichen waren. Als Lockvogel bediente man sich einer Kleinen Gulenart, des Rauges, dessen seltene, ängstliche Bewegungen, die er als lichtseuerer Vogel machte, die Aufmerksamkeit der übrigen Vogel erweckte. Daher die „narrischen Ränge“ unter uns Menschen! Und wer im Vogelstellen Meister war, verstand sich vor allem auf Pfeifen kannte also alle „Piffe und Schliche“, war „piffig“ oder — wie die Studenten mit einer lateinischen Endung sagten — ein „Piffikus“.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Neues über die elektrischen Ströme im Gehirn

Seitdem die Physiologie nachweisen konnte, daß in jedem lebenden Gewebe elektrische Ströme vorhanden sind, seitdem die Physik auch die feinsten elektrischen Stromschwankungen und Ströme von ganz minimaler Stärke messen konnte, ist immer wieder der Versuch gemacht worden, elektrische Ströme des Gehirns zu registrieren. Schon im Jahre 1874 konnte der Engländer N. Caton bei Tieren solche Stromschwankungen nachweisen, wenn er von der Gehirnoberfläche auf besondere

Badisches Landes-theater Karlsruhe

Von der Theaterleitung wird uns geschrieben:

„Einige Eingekamts, mündliche Berichte und Zuschriften an die Generaldirektion zeigen uns, daß verschiedene, den Theaterbetrieb betreffende Dinge in das Licht der öffentlichen Aufklärung gerückt werden sollten, um nicht Mißverständnisse aufkommen zu lassen oder bereits bestehenden eine unerwünschte Ausbreitung zu geben.“

Erfreulicherweise wird immer wieder anerkannt, wie viel und wie kräftig am Landes-theater gearbeitet wird. Aber es wird bemängelt, daß der Spielplan zu wenig Abwechslung biete, namentlich in der Oper. Wir haben in den ersten vier Monaten der diesjährigen Spielzeit bereits 20 Opern ständig auf dem Spielplan. Das ist gewiß nicht wenig, wenn man bedenkt, wieviel davon als Neueinstudierungen zu betrachten sind, also in mühevoller Probenarbeit dem Betrieb erst wieder gewonnen werden müssen. Aber die Klagen gehen auch nicht dahin, daß in den Opern selbst zu wenig Abwechslung sei, sondern es wird bedauert, daß die gleichen Opern immer und immer wiederholt werden, und daß die gleichen Rollen so wenig Variationen herausbringt. Der Vorwurf trifft zu. Aber schnell sind die Gründe für unsere Zurückhaltung dargestellt. Kostbare Dringen heißt für uns bedeutende Mehrausgaben und bedeutende Mindereinnahmen. Und das können wir uns bei unserer Finanzlage und bei unserm energischen Willen zum Sparten nicht leisten. Karlsruhe ist kein Platz zum Experimentieren, heute weniger als je. Es heißt also für uns — wie übrigens auch für eine Reihe anderer guter Bühnen im Reich — man kann ruhig sagen: die meisten — darum, am bewährten guten Alten festzuhalten, und es für unsere Zwecke nach Kräften auszunutzen. Dabei wird sich nun zeigen, daß es in der ganzen Opernliteratur nur etwa 20 Werke gibt, die eine Zugkraft auf das Publikum ausüben, und zwar eine, die dauernd ist. Will man also seiner bedrängten Kasse helfen, so bleibt nichts anders übrig, als immer wieder auf diese Werke zurückzugreifen. Man könnte dann, was uns auch empfohlen wurde, diesem Standardspielplan mehr Gesicht und mehr Abwechslung verleihen, wenn man zu diesen immer wiederkehrenden Opern wenigstens berühmte und beliebte Gäste heranzöge. Das wäre auch unser Wunsch. Aber die leidige Praxis lehrt immer wieder, daß für die Kassengebarung gerade das Gegenteil richtig ist. Der Gast bringt meistens nicht einmal sein Honorar ein. Schädigt aber meist den Eigenbetrieb. Und bloß für die Ehre zu arbeiten; das kann sich ein armes Theater heute nicht mehr leisten.

In Schauspiel wird beklagt, daß bei uns an den Gastspielen prominenter Künstler, wie sie ständig in unserer nächsten Umgebung stattfinden, beinahe systematisch vorbeigegangen wird. Es kann uns nicht vorgeworfen werden, daß wir nicht alles versucht hätten, solche Gastspiele in Karlsruhe populär zu machen. Der Versuch ist mißlungen. Wenn er geglückt wäre,

Art den Strom zu einem sehr empfindlichen Galvanometer leitete. Bei Belichtung des Auges z. B. zeigte sich ein deutlicher Ausschlag. Die Versuche wurden nachgeprüft und blieben lange Zeit unkämpf. Ihre Gültigkeit auch für der Menschen war sehr lange Zeit in Frage gestellt. Neuerdings gelang es Professor Hans Berger, ähnliche Stromschwankungen auch beim Menschen nachzuweisen. Dabei wird in der Hauptsache so vorgegangen, daß zwei Elektroden, gewöhnlich aus Silberdraht, unter dem Knochen bis auf die Gehirnoberfläche vorgeschoben werden, von denen dann die Ableitung zu einem äußerst empfindlichen Galvanometer erfolgt. Das Neue und Interessante ist nun, daß es Berger zum ersten Male gelang, auch am Menschen diese Ströme des Gehirns und ihre Abhängigkeit von Schlaf, Licht oder Gefühlsreizen nachzuweisen. Die Untersuchungen wurden an einem Assistenzarzt von Prof. Berger vorgenommen. Natürlich sind die einzelnen Erscheinungen — es handelt sich um die Aufzeichnung von Kurven — viel zu wenig erforscht, als daß sich etwas Näheres darüber sagen ließe. Sicher ist aber, daß derartige Ströme existieren, und das ist für die Psychologie von allergrößter Bedeutung, weil wir in der neuen Methode eine Unternehmung haben, die ganz unabhängig von den Sinnesorganen des Menschen, nur durch physikalische Vorgänge bestimmter Veränderungen in der Hirntätigkeit zu registrieren gestattet. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, wo wir, wie jetzt das Herz, dann das Gehirn mit Hilfe des „Elektro-physiogramms“ prüfen und krankhafte Veränderungen (Gehirngeschwülste usw.) im Beginn feststellen können. Weitere Untersuchungen — der Einfluß geistlicher Vorgänge auf den Ablauf der Ströme dürften auch von großem Interesse sein — werden die Bedeutung der neuen Methode erweisen.

Erbänderung durch Röntgenstrahlung

Durch eingehende Studien des Erbanges an Tieren und Pflanzen wissen wir, wie erbunden Farbe, Körperbau und Veranlagung sind. Die Untersuchungen an der Taupflanze Drojophila haben gerade in dieser Hinsicht ganz feststehende Tatsachen ergeben. So wissen wir z. B. heute, daß sogar Stoffwechselfvorgänge durch Erbfaktoren bedingt sind. Beim Menschen ist das deswegen noch auffälliger, weil er lebensschwache Individuen, die in der Naturwelt regelmäßig zu Grunde gehen, mit allen Mitteln der modernen Hygiene erhält. Bislang war eine Erbänderung beim Menschen, d. h. ein plötzliches Auftreten ganz neuer, aber vererbbarer Eigenschaften, nicht bekannt. Experimentell konnte allerdings eine Erbänderung durch die Einwirkung des Alkohols erzielt werden, doch waren die Eingriffe in diesen Fällen immer so groß, daß sie in der Praxis niemals Anwendung fanden. Neuerdings ist es aber gelungen, an Drojophila ebenso wie am Röhrenmaul Erbänderungen durch Röntgenbestrahlung zu schaffen. Allerdings war bei der Vererbung auch hierbei nötig, daß die weibliche wie die männliche Samenzelle den schädlichen Röntgenstrahlen ausgesetzt waren. Es handelt sich bei diesen Versuchen natürlich um Dafen, wie sie bei Röntgenbestrahlungen oder Durchleuchtungen niemals Anwendung finden; irgendeine Schädigung in dieser Richtung ist also keinesfalls zu befürchten.

würden wir allerdings jetzt trotzdem aus grundsätzlichen Erwägungen in der herrschenden Notzeit von solchen Veranstaltungen auswärtiger Unternehmungen absehen, weil sie nicht dazu beitragen können, die Arbeit des eigenen Instituts zu stützen.

Es ist der Theaterleitung auch vorgehalten worden, daß manchmal ein beliebtes Mitglied wochenlang nicht auf der Bühne erscheint. Das geschieht gewiß nie aus böser Absicht, und bei dem Mitglied selbst liegt, meist sehr harmloser Natur, und bei dem Mitglied selbst liegt, vorhanden. Aber sie gleich an die große Glode zu hängen, geht doch nicht an. Am Ende der Spielzeit wird jeder auf sein gerüttelt Maß von Arbeit zurückblicken können.

Beanstaltungen sind des öfteren gemacht worden wegen der schlechten Sicht auf den oberen Rängen. Seit Jahren tun wir alles, um dem abzuwehren. Wir haben beim Einbau des neuen Portalrahmens dafür gesorgt, daß die vordere Abdeckung nunmehr auf 7 Meter gehoben werden kann. Damit entstehen zunächst Schwierigkeiten wegen der Verhinderung der Sicht in die Obermaschinerie für den Sprechsaal. Man muß bedenken, daß wir es bei unserm Haus mit einem alten, unpraktischen Rangktheater zu tun haben, das nicht nur sehr hoch hinaufgebaut ist, sondern auch außerordentlich kurz angelegt ist, so daß sehr bald für die Besucher der oberliegenden Plätze der Sichtwinkel mehr als etwächtig steil wird. Leider läßt nun nicht jedes Stück zu, einfach alles vorn an der Rampe auf ebener Boden zu spielen. Aber die Theaterleitung, die weiß, mit welcher liebevollen Aufmerksamkeit sie gerade auf den oberen Rängen zu rechnen hat, ist stets bedacht, auch diese Besucher zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Geklagt wurde auch über die Konzerte, und zwar zunächst ebenfalls wieder in der Richtung, daß sie dadurch, daß zu wenig große Solisten herangezogen würden, an Interesse verlören. Es kann nur das oben bereits Erwähnte wiederholt werden. Wir können es uns leider nicht leisten. Kein Solist, er sei wer er wolle, kann in unserm Verhältnissen heute mehr als einen ganz kleinen Teil des Honorars einbringen, das wir für ihn ausgeben müssen. Aber zuguteken erlaubt unsere Finanzlage nur mal unter keinen Umständen. Es bleibt nichts übrig: wir müssen uns heute „zeitgemäß“ bescheiden.

Die Verlegung der Konzerte von Montag auf Mittwoch hat nicht durchweg Anklang gefunden. Sie war aus praktischen Gründen nötig. Ein Konzert braucht natürlich ausgiebige Proben. Diese Proben fielen bisher immer auf den Montag und die letzten Tage der vorhergehenden Woche. Das führte häufig zu höchst unliebsamen Zusammenstößen mit dem am Sonntag stattfindenden Oper, namentlich wenn es sich dabei um eine Neueinstudierung oder um ein schwierigeres und langspielendes Werk handelte, und wenn gar noch zwei Opern an dem betreffenden Sonntag stattfinden mußten. Im Interesse des Publikums, dem nicht ein Montag erwidertes Opernhaus vorgeführt werden sollte, erschien daher die Verlegung angezeigt.

Neues von der Rakete

Es ist erst wenige Wochen her, daß Max Valier, der unermüdete Vorkämpfer des Raketenantriebs, bei Versuchen mit einem neuartigen „Rückstoß“ durch eine plötzliche Explosion den Tod fand. Man wußte damals noch nichts Genaueres über die Konstruktion dieses neuen Raketenmotors, nur soviel, daß er im Gegenjatz zu den bei den bisherigen Versuchen verwendeten Raketen nicht mit festen pulverförmigen, sondern mit flüssigen Brennstoffen betrieben wurde. Inzwischen sind jedoch nähere Einzelheiten über die Valiersche Flüssigkeitsrakete durchgedrückt, die erkennen lassen, daß es sich in der Tat um eine außerordentlich interessante und vielversprechende Neukonstruktion handelt.

Zum Betrieb des „Rückstoßers“ werden Benzol und Sauerstoff verwendet, von denen der letztere ebenfalls in flüssiger Form in einer Art gigantischen Thermostoffe aufbewahrt wird, um ihn gegen vorzeitiges Verdampfen zu schützen. Die beiden Brennstoffe werden durch getrennte Leitungen einer Verbrennungskammer zugeführt, in der die Mischung und Entflammung erfolgt. Am hinteren Ende dieser Verbrennungskammer sitzt die Düse, aus der die heißen Verbrennungsgase mit riesiger Geschwindigkeit und unter donnerähnlichem Getöse ins Freie entweichen. Der ganze „Rückstoßer“ hat nur etwa die Größe einer Bierflasche und vermag eine Vertriebskraft auszuüben, die dem 12–15fachen seines Eigengewichts entspricht.

Der Hauptfortschritt der neuen Flüssigkeitsrakete besteht darin, daß ihre Brenndauer nicht, wie bei den Pulverraketen, auf wenige kurze Sekunden beschränkt ist. Gleich die erste Probefahrt des Raketenwagens, die noch mit Valier selbst am Steuer unternommen wurde, dauerte rund 5 Minuten, wobei eine Höchstgeschwindigkeit von 80 Stundenkilometern erreicht wurde. Auf dem Prüfstand sollen sogar bereits Brenndauern von über drei viertel Stunden erreicht worden sein. Ferner ist es dem Führer möglich, die Wirkbarkeit des Raketenmotors durch Verändern der Brennstoffzufuhr während der Fahrt in weiten Grenzen zu variieren, was bei Pulverraketen bekanntlich ausgeschlossen ist. Man darf also dem Ergebnis der weiteren Versuche, die auch nach dem Tode Valiers fortgesetzt werden, mit berechtigtem Interesse entgegensehen.

Biologische Entgiftung von Morphinum, Nikotin und Koffein!

Dem Hamburger Professor Hans Ruch ist es vor kurzem gelungen, ein Verfahren biologischer Entgiftung auszubilden, das vor allem für die Medizin und die Genussmittelteure von großer Bedeutung werden kann. Ruch glückte es nämlich, Nikotin, Koffein, Morphinum und andere hochgiftige Stoffe mit Hilfe von vorher nach einem bestimmten Verfahren behandelten organischen Stoffen, sog. Typiden, soweit zu entgiften, daß in Zukunft dem Kranken das Zehnfache der sonst tödlich wirkenden Menge dieser Stoffe eingegeben werden kann, ohne daß für ihn irgendeine schädliche Nachwirkung entsteht. Hervorzuheben ist dabei, daß durch dieses Verfahren lediglich die Giftwirkung, nicht aber die von der Medizin gewünschten Einflüsse beseitigt werden.

Städt. Konzerthaus Karlsruhe

Das Konto X

Als geschlossene Vorstellung der Theatergemeinde für das hiesige Bühnenleben eine Neuerung überragend, denn praktische Bedeutung vorläufig noch etwas unbedeutend, mitten unsere Schauspieler einen Schwanz, der trotz einiger zeitgemäßer Gassen stark an das Vordergeschmilien erinnert und auch in seiner ganzen Ausprägung von bewährten älteren Mustern zehrt. Man sollte nun denken, daß so etwas heute nicht mehr recht interessiert. Aber es gefiel gleichwohl und machte großen Spaß. Zugleich merkte man, wie manche Menschen doch noch mehr in der Vergangenheit drin stehen, als man im allgemeinen vermutet; ja es wäre vielleicht sogar möglich, zu einigen Typen ein aktuelles Kontertee zu finden, denn das Problem, das da in lebenswürdig humoristischer Karikatur, und ohne irgend jemand wehe zu tun, angegriffen wird, existiert auch gegenwärtig noch. Weniger ist damit freilich das Stüchden Liebe, um das sich selbstverständlich so nebenbei die Handlung ebenfalls kümmert, gemeint, sondern der gegensätzliche Kampf zwischen einigen ihrer Abkunft nach zwar gotischen Christofritzen und ihrem jüdischen Vermögensverwalter, der diese in Standesvorurteilen Befangenen durch wahren Seelenadel arg bloßstellt.

Der Fall wäre allerdings noch eklantanter, wenn die beiden Autoren, Rudolf Bernauer und Rudolf Desterreicher, nicht „Das Konto X“ ein bißchen einseitig zugunsten eben dieses jemitischen Rechtsanwaltes mit dem einfachen Namen Dr. Schiller belastet hätten, der für sein holdseliges Bräutchen aus der freierlichen Familie Meijenssummen opfert und mit einem für einen Advokaten zweifellos ungläubhaften Ehemut jenen Herrschaften die Illusion eines Reichturns vorgaukelt, der in Wahrheit nur in Schulden besteht. Das wirkt natürlich eine kurze Weile sehr sympathisch, aber zwiell Mitleidlichkeit wird selbst in der oberflächlichen Spielzeichnung eines Schwankes von dem Augenblick an langweilig, wo sie nur noch als offensichtlicher Vorwand für das Weiterpimpfen einer möglichst unmöglichen Situation dient.

Es ist indessen ein Glück, daß der Dreiaakter nicht nur an Hermann Brand, der den überdehnten Anwalt zu spielen hat, eine fabelhafte Rolle abgibt, sondern als dessen Bürochef Reiznagel Paul Müller zu einer komischen Kabinettleistung verpflichtet, die mit Recht auf Grund ihrer treffenden Neptisten einmal tüchtig bei offener Szene belacht und beklagt wurde. Ansonsten bleibt, wenn man von den momentweise tief menschlichen Zügen abliest, mit denen Konrad Nyhoff den Charakter der Baroness nachzugeschildert weiß, nicht mehr viel zu berichten. Alles übrige ist angenehme Schablone und entbehrt auch schon im Dialog der feineren und witzigeren Anmerkung. Unter der flotten Regie von Fritz Herz wurde selbst von diesen belanglosen Figuren bis zum unabwendlich glücklichen Ende doch so munter mitgespielt, daß ein unbefriedigter, sehr freundlicher und netter Publikumsverfolg herauskam.

H. Sch.